

(Nachdruck verboten.)

11]

Die Stadt.

Roman von Nicolaus Krauß.

An allen Tischen war es still geworden. Die Augen glänzten; Schadenfreude und hie und da Kauflust schauten aus ihnen.

Der Wirt kam heran, machte mit beiden Armen eine Bewegung, als wollte er schwimmen und sagte:

„Seit 1523 sind die Funken ortskundig. Und alles Schuster gewesen bis auf den heutigen Tag...“

„Sehen Sie!... Wenn's der Toffel sagt...“

„Laß's aus sein, Junk! Zu was denn das dumme Geströh?!... Sag' lieber, wie bist denn mit den Schützen auseinander gekommen?...“

Der Schuster lachte und legte sofort mit der Prahlfreudigkeit eines Jungen los:

„Ausg'schlossen haben sie mich, die Struppenreiter, weil ich ihnen das G'wehr hing'schmissen hab! Vorgestern haben sie mir einen Brief g'schrieben, ich soll die Patronentaschen, den Säbel und 's Bajonett abliefern, weil das ihnen gehören thät. Ich hab' ihnen zurückg'schrieben, sie hätten denselben Weg zu mir, wie ich zu ihnen; wenn sie etwas von mir haben wollten, sollten sie nur kommen. Heut' früh steht auf einmal mein Vereinsknecht da. Ich soll auf der Stell' das Zeug hergeben, sonst würd' geklagt. „Was?“ sag ich, „Agen auch noch, wo ich meinen Beitrag bis zum neuen Jahr zahl' hab?...“ „Aufsi, du Tagelöhner!...“ Er will net... Bis ich nach dem Hammer lang'. Da hat er sich verzogen, wie's böse Wetter. Ich reiß' 's Fenster auf und wart', bis ich ihn unten seh'. Dann hab' ich den ganzen Kram hinuntergeschmissen. Er hat sich net drum kümmern, ich auch net... Von meinem Schützenmantel reiß' ich die Aufschläg' herunter und steig mit ihm den ganzen Winter umeinander. Ich hab' ihn von meinem Geld gekauft... Wart', ich werd' sie schon noch ärgern!...“

An den Tischen erhob sich wieder der Viertelmult. Zinnkrüge wurden gehoben, Deckel klappten.

„Recht hat D' g'habt!...“

„Auf's Wohl, Junk!...“

„Bedank' mich!... Auch so viel!...“

„Laß Dich bei der Gemeindevahl aufstellen!... Das ganze G'werk ist Dir sicher!...“

„Thu ich!... Den Kerl'n werden wir's schon zeigen!“

Um den Beamentisch, der im Hintergrund des Zimmers stand und über dem bereits eine Gasflamme flackerte, lief ein Murren:

„Authentisch, die Ehre zu haben!... Na, wolln ma a Paar?“

Während des Schusters Schützenrede war ein klappriger, schmächtiger Mann hereingekommen, hatte seinen Blechkeffel bei der Thüre niedergelegt und die Kohlen zur hellen Glut gebracht. Jetzt kochte das Wasser, er häufte die Würstchen mit einem Haken auf den umgekehrten Kesseldeckel, ging herum und bot sie mit seiner niedrigen Stimme an, wobei er jedesmal mit dem Zeigefinger nach der rechten Schläfe fuhr und eine Verbeugung machte.

„Authentisch, die Ehre zu haben!... Na?...“

„Sind ja Pferdewürstel!“ knurrte ein baumlanger Zinngießer.

„Was?“

Der Händler schrie es im höchsten Falsett und schielte auf einmal nach beiden Seiten.

Dann wandte er sich um.

„Da... da sitzt mein Meister!... Mag der reden!...“

Die Augen flogen nach dem Tisch an der Thüre. Da saß der Ruppert-Fleischer und sah mit seinen rotgeränderten, wässerigen Augen gleichmütig vor sich hin. Die Stirn begann ihm im Nacken, in dem roten Stoppelgesicht stand eine mächtige Halsmase, weiter unten sah man ein scharf angezogenes, schwarzes Halsstück und eine altväterliche Klappweste, das reine Blech.

Er begnügte sich mit einem kurzen Nicken.

Den Gästen mußte das genügen. Sofort that einer — er zeigte ein offenes, freundliches Gesicht — recht herablassend:

„Alsdann zwei Paar, Herr Würstmann!“

Der Händler rührte sich nicht. Mit verzogenem Munde, als hätte er etwas Bitteres geschluckt, greinte er:

„Soll ich Totenvogel zu Ihnen sagen, Herr Böw, weil Sie eine Beerdigungsanstalt haben?“

„Aber, Sie sind doch Würstmann!“

„Quarkspizen!... Der Würstel-Bub bin ich.“

„Recht hast!... Recht hast!...“ schrien einige.

Und nun ging's los. Zuerst, wie ein Vorbeter, der Würstel-Bub, dann lachend einfallend der Chor:

„Wer hat die besten Würstel in der Stadt?“

„Der Würstel-Bub!“

„Wer von allen Würstmännern hat allein einen festen Stand, draußen bei der Post?“

„Der Würstel-Bub!“

„Wer darf auch ein Stamperl Schnaps verkaufen?“

„Der Würstel-Bub!“

„Wer darf allein im Winter in den Wirtshäusern hinter dem Ofenschirm „wuschern“ und Komödie spielen?“

„Der Würstel-Bub!“

„Wer ist der einzig privilegierte Würstel-Bub?“

„Der Hans, der Hans, der Hans, und allweil nur der Hans!“

Die letzte Antwort wurde gesungen. Alles lachte.

Die Würstchen waren im Nu weg, ebenso die reich gebackenen kleinen „Weden“, die der Händler in einer Ledertasche mitführte, weil es beim „großen Christof“ oder — wie andre sagten — beim „langen Hagen“ außer Bier nichts andres gab.

Er griff nach dem Würstkeffel.

„In einer Stund' bin ich wieder da... Authentisch, die Ehre zu haben!...“

Der Wirt hatte am Tische bei dem alten Klarner Platz genommen, nachdem er auch die oberen Flügel des zweiten Fensters aufgestoßen. Jetzt mußte jeden Augenblick das Waberkommen. Allsogleich wurde es ruhiger.

Und sie kam, frisch und gesund wie ein Haselnußkern. Die braunen Augen, das hellere, etwas widerspenstige Haar, das runde, gebräunte Gesicht, das schwarze Leibchen mit dem bunten Seidentuch darüber, die bloßen, runden Arme mit den kurzen, bauschigen Hemdsärmeln, der dunkle Rock mit der blauen Leinwandenschürze, alles paßte zu einander, daß Alten und Jungen das Wasser im Munde zusammenlief. Sie hatte beide Hände voll Zinn-Bleschel und stellte jedem seine Kanne hin, daß der weitausladende Gentel direkt auf die Nase wies.

„Wohl bekomm's!“

„Danke schön!“

„Ah, 's Waberk!“

„Schön willkommen, Fräulein Betty!“

Als alle versorgt waren, trat sie zu ihrem Onkel.

„'s Korn ist schön 'rein kommen. Schönes Stroh giebt's, hat der Vater g'sagt, und große Körner, aber viel „schütten“ wird's nicht.“

Der Wirt nickte.

„Wär' auch ein Wunder, wenn's Deinem Vater einmal wirklich ganz zusammengänge... Etwas muß doch immer sein!...“

Um den Mund des Mädchens zuckte es. Sie wußte, daß man in der ganzen Stadt ihren Vater den „Unglücks-vogel“ nannte, weil ihm nichts, aber auch rein gar nichts gelang. Einmal waren sie sehr wohlhabend gewesen, aber immer mehr war es rückwärts gegangen, obgleich der Vater und die Mutter und all die Kinder sich von früh bis in die späte Nacht plagten und raderten. Er könne nicht handeln und sei zu grundehrlich, sagten die Leute von dem Vater. Jetzt war es soweit, daß er selbst nicht mehr schlachten konnte, weil das Geld fehlte; bald bei dem einen, bald bei einem andren reichen Fleischer borgte er ein Viertel und bezahlte es erst, nachdem er es pfundweise ausgehakt. Und bei der ganzen Verwandtschaft „hingen“ sie, am meisten beim Onkel Christof.

Der alte Schneider sah die traurigen Augen des Mädchens, faßte ihre Hand und streichelte sie.

„Fräulein Baberl, wie mein Schatz sehen Sie heut aus... damals in Zaleszitz...“

Gleich lachte sie wieder.

„Aber, Herr Klarner, Sie sind ja schon viel zu alt!“

„Weinst, Mädel, ich war nicht auch einmal jung?... Gätt'it mich sehen sollen, wie ich als Grenadier an der russischen Grenze...“

„Winter und Sommer auf dem allmächtigen Ofen des ruthenischen Popen rumgelegen bin!...“

Der Wirt schnippte mit den Fingern.

„Na ja, Schorsch, das wissen wir schon. Das hast Du uns ja schon hundertmal erzählt...“

„Geh', Betty, mach' Licht!“

Als es hell geworden, war der Tüppel an der Thür leer. Sofort rief der „Totenvogel“:

„Leut' und Kinder, jetzt ist er mir doch wieder auskommen!“

„Wer denn?... Wer denn?“

„Der Wendelin natürlich, der Ruppert-Fleischer!“

Als er die Augen aller auf sich gerichtet sah, fuhr er fort, jeden Satz mit einem Schmazer bekräftigend:

„Ich wollt' ihn nur fragen, ob's denn gar so schön ist, wenn man mit einem Kalb baden geht... Nur ruhig, Männer, ich erzähl's schon... Wie's Schützenlager war, hat's bei uns auch schon tüchtig g'regnet, aber draußen, in Bayern, muß ein ganzer Wolfenbruch niedergangen sein. Die Wondreb war am andern Tag zum Ueberlaufen voll. Gegen Abend wer kommt daher und will in Schöba über den Steg? Mein Wendelin. Natürlich war er schon wieder drei Tag draussen auf den Bierbänken rumg'rutscht, eh' er ein Kalb derwisch hat. Aber gehabt hat er ein's. Ein großmächtiges Ding an einem ganz neuen Strick. Er muß net mehr recht fest auf den Füßen g'wesen sein. Und so hat er die zwei Stämm', aus denen der Steg besteht — G'länder giebt's keins — recht lang und aufmerksam betrachtet. Auf einmal hebt er das Kalb an den Füßen in die Höh', geht auf den Steg zu und fängt an, über den Steg hinüberzureiten. 's Kalb hat er vor sich, den Strick fest um die Hand gewickelt. Und das war sein Glück! Mitt'n auf'm Sieg wird meinem Kalberl die Sach' zu dünn, es macht einen Satz und reißt den Reiter mit ins Wasser. Wie mein Wendelin 's Wasser im Magen spürt, ist er nüchtern, psurzt und schimpft. 's Kalberl schwimmt, und so kommen sie beide glücklich auf die andre Seiten... So hat's mir der Schöba'er Müller erzählt, der 's mit eignen Augen g'sehen hat...“

In das losbrechende Lachen schmetterte die Stimme des Funkenstüfers, der sich ärgerte, daß er schon lange nicht zum Worte gekommen:

„Ausg'halten, Männer! Auf den Ruppert-Fleischer laß' ich nichts kommen!“

Der Lärm legte sich.

„Er versteht sein G'schäft, arbeitet wie ein Teufel, und hat's zu was gebracht.“

„Aber so schau ihn doch nur an, wie er ausschaut!“

„Wie ein Säufschneider!“

„Wie ein Pechträger!“

„Das geht mich nichts an! Er g'hört noch zu den Alten; die waren alle so.“

„Er faust wie ein Bürstenbinder!“

„Euch schmeckt das Bier auch... Der Wendelin hat das beste Fleisch in der ganzen Egerstadt!... Stimmt's?... Na als dann!... Sonst würden net die Nonnen von ihm kaufen. Er ist doch noch gröber, als ein Oberpfälzer! Eine Schwester, die bei ihm eing'kauft und an einem Lendenbraten g'mäkelt hat, hat er eine dumme Urtschel und eine vermoppelte Bahzgeigen g'heissen, und die Oberin am andern Tag g'fragt, ob das denn etwa grob sei?...“

Am Mitteltisch, unter dem Spiegel an der Gassentwand, saß seit einer Viertelstunde ein junger Mann. Als die Rede über den groben Fleischer ging, spitzte er den Mund, als wollte er pfeifen. Und immer wieder zupfte und rupfte er an seinem schwarzen Schnurrbärtchen. Jetzt that er den Mund auf und sprach:

„Es ist gut für die Stadt, daß die Sorte ausstirbt!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Pfeifertag.

Die Vernachlässigung der um mehr als etwa anderthalb Jahrhunderte alten Tonkunst in unserm Musiktreiben beraubt uns ungeahnter Reichthümer. Die wenigen Ausnahmen von dieser Beschränkung, die doch noch hie und da vorgeführt werden, leiten den Hörer in eine Welt, die ihm erst unflüchtig auseinandergelegt werden mußte und die doch nicht einmal gar so weit hinter uns liegt.

Versetzen wir uns etwa in das Ende des 15. Jahrhunderts! Vor allem fällt uns da eine Trennung der Musikerwelt in zwei Parteien oder vielleicht sogar Parteien auf, die dem damaligen Verhältnis zwischen Kirche und Welt und damit auch zwischen höherer und niederer Bildung entsprach. Die eine, den höheren Stand, bildeten die künstlerischen Sängere der Kirchenkapellen, den andern, niederen, die zünftigen Spielleute. Jene waren samt ihren Kapellmeistern die alleinigen Herrscher der im hohen Sinne kunstvollen Musik; zu ihnen gehörten die Komponisten dieser Musik und seit damals auch die Orgelspieler (andre Instrumente waren gerade in jener Zeit nicht kirchenfähig). Ihre Ausbildung genossen sie in den berühmten Sängerschulen zu Rom usw., ohne nähere Berührung mit den Instrumentalisten. Ihre musikalische Produktion war ein so künstliches Stimmengewebe (Blütezeit des eigentlichen „Kontrapunktes“), daß zu deren Reproduzierung Knaben nicht hinreichten. Frauen hatten in der Kirche zu schweigen. Wo mußten die weiblichen Stimmen so gut wie möglich von Männern ersetzt werden. Das geschah durch ein Umbilden von männlichen Stimmen in das „Falsett“, in die Falschstimme. Erst später wurde die Kastration üblich, welche die Knabenstimme bewahrte und sie durch die Resonanz im reifen männlichen Körper so verstärkte, daß solche Stimmen an Fülle den Frauenstimmen überlegen waren. Dieser besondere Vorteil des Kastraten geht der technisch erzwungenen Sopran- und Altstimme des wirklichen Mannes ab; es fehlt die Resonanz, die sich bei diesem eben nur für seinen normalen Stimmumfang einstellt; und überdies kann der Falsettist seine beträchtliche Tonhöhe erstimmen.

Daß diese gesangstechnische Künstlichkeit noch heute vorkommt, zeigte uns, von Vereinzelteten in unserm Musikleben abgesehen, eines von zwei Konzerten des „Römischen Vokal-Quintetts für geistliche Musik“. Am Dienstag trat diese mit dem Instrumentalbegleiter und Dirigenten zusammen ein halbes Dutzend zählende Gesellschaft im Vestibül-Saal vor das Berliner Publikum. Der Sopranist und der Altist („Kontralt“) kommen uns zu keiner Billigung dieser Technik veranlassen. Die Tonbildung ist schlechtweg unschön, zumal durch eine Mischung verschiedener Klangfarben, von denen nur die eine etwas ansprechender wirkt. Auch der Tenor ist nicht nach unserm Geschmack; er erinnert an das Harle, das wir mehrmals schon bei italienischen Tenoren besetzt haben, besitzt aber hinwieder nicht das schmetternd Glänzende solcher Gesangs-virtuosen. Der Bassist und der Bassist tönten in einer uns vertrauteren Weise. Alle fünf Herren sind jedoch in der Verwertung ihres Komparatives trefflich geschult, und insbesondere ihre altitalienische Kunst des An- und Abschwellens (massa di voce) ist von Interesse. — Die vorgetragene Komposition gehörte einer über jene Epoche schon hinausliegenden Zeit an; der älteste der vorgeführten Komponisten war B. Marcello (1698—1739), dessen Vertonungen von Psalmen zu den beliebtesten Werken im 18. Jahrhundert zählten. Unter den zu Gehör gebrachten musikalischen Formen nahmen einen beträchtlichen Raum einige Beispiele der „Motte“ ein, des mehrstimmigen, kunstvoll verschlungenen Kirchengesanges, der in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters herrschend war.

Dies also eine verspätete Probe aus dem höheren Musikerstand jener Zeit. Den zweiten Musikerstand von damals, dem ersten im wesentlichen fremd, bildeten die Instrumentalisten (Pfeifer, Fiedler usw.). Erst waren diese „Spielleute“ das verrufene fahrende Volk. Als dann im 13. Jahrhundert die Städte aufblühten und die Zünfte sich ausbildeten, konsolidierten sich auch die Spielleute zu Zünften (und die Instrumentenmacher thaten es auch). Später lebten diese umfassenderen „Brüderchaften“ als die isolierten „Stadtfeiereien“ weiter; beide Gesellschaftsformen vermittelten zugleich, wie die Zünfte überhaupt, den Unterricht im Fach, und erst seit etwa zwei Menschenaltern ergalben die Instrumentalisten den heute üblichen Konservatoriumsunterricht. Die Musikerzünfte fanden ihr Ende hauptsächlich gegen Schluß des 18. Jahrhunderts, der ja auch sonst den Uebergang vom zünftigen zum freien Gewerbe mit sich brachte. Stadtfeiereien gab es noch darüber hinaus, und in London besteht eine Musikerzunft heute noch. Besonders eigentümlich waren das Amt eines Musikantenvogtes oder „Königs“ der Spielleute und die über diesem Verusamt stehende Ehrenstelle eines fürstlichen Schutzherrn, des „Oberspielgrafen“ oder obersten „Pfeiferkönigs“ oder dergleichen. Für die elsässischen Spielleute hatte diese Würde der Herr von Rappoltstein bei Rappoltweiler inne. Alljährlich im Herbst fand der „Pfeifertag“ statt, mit all dem gerätlichen, kirchlichen und bürgerlichen Um und Auf, das zu solchen mittelalterlichen Festen gehörte. Ein derartiger „Pfeifertag“ bildet den Reizinhalt der gleichnamigen „heiteren Oper“ von Max Schilling's, die vorgestern (Mittwoch) in unserm königlichen Opernhaus ihre erste Berliner Aufführung erlebte.

Man wird hoffentlich nicht wägen, daß dieses Theater damit etwas Unterdrücktes rettete. Vielmehr sind auch hier, wie bei

Schillings' „Jugwelbe“ und den allermeisten andren „Premieren“ unter den Linden, die Karlsruher, Schweriner usw. vorangegangen. Den „Pfeifertag“ besitz die Dessenlichkeit Deutschlands seit beinahe drei Jahren; daß ihn endlich oder schon oder überhaupt auch die Berliner bringen, ist eher ein Wunder als sonst etwas. Und wir fürchten fast, daß auch dieses nicht gar lang vorhalten werde. Vor allem wegen des Textes. Ferdinand Graf Spord, ein bereits viel beanspruchter Opern-Librettist, hat im ganzen gerade so äußerlich gearbeitet, wie der Dichter der hier vorbildlichen, sogar unfeinwillig parodierten „Meisterfänger“ innerlich. Und Schillings hat ebenso fein intim gearbeitet, wie effektvollere Opernkomponisten grob arbeiten. Um die Musik zum „Pfeifertag“ zu charakterisieren, müßten wir viel Specialitäten beschreiben: die modernisierte Verwendung alter Formen, wie z. B. der oben erwähnten Motette, des Canons usw., den eigenartigen Wechsel zwischen Dur und Moll, die weiten Intervallschritte, die ausgeprochen graziose Rhythmi und Melodit — freilich meist ohne die tiefere Wärme älterer Komponisten und speciell ohne den Glanz, mit dem andre die weiblichen Opernfiguren zu schmücken verstehen. Die vielleicht größte Kunst moderner Komponisten, wie es z. B. die zwei künstlerisch Nahverwandten M. Strauß und M. Schillings sind, liegt in der Instrumentation. Nicht daß ein effektvoller „Naturalismus“ Spektakel mache; vielmehr gilt es auch hier vorwiegend ein Wirken mit feinen Abstufungen. Dazu gehört besonders, daß der Komponist die vielversene Lücke, die im Quintett der Streichinstrumente zwischen der verhältnismäßig kleinen Bratsche und dem verhältnismäßig großen Violoncello besteht, durch das eine der von Dr. Stelzner erfundenen Instrumente, durch die Violetta ausfüllt. U. dgl. m. (Die „Führer“ von Rauke und von Rodnaga sind einer näheren Beschreibung zu empfehlen.)

Die Aufführung war von vornherein durch die wohl beste Leitung und Besetzung auf ein günstiges Schicksal gewiesen. Regisseur Dröschler machte Massen, und Maschinen-Brandt weiterte Gewitter, daß es eine Freude war; Rich. Straußens Dirigieren bedarf wohl nicht erst einer Nühmung. Gesungen wurde von Fel. Siedler hiedlerisch, von den übrigen technisch gut, von vielen unter ihnen auch langjöhön. Frau Herzog, dann Grünings ernster und Liebans buffiger Tenor, Hoffmanns geschmeidiger Bariton und Knüpfers Würdeboh (in einer Figur von trauriger Würde) standen voran. Der Weisfallserfolg war warm, ohne Turbulenz.

Wenn man sich aber beim Heimgehen fragte, was war, so konnte man doch nur resümieren: eine gekünstelte Komödie im ganzen, viel ehrenwerthe, nienals niedrige Tonkunst im Einzelnen mit einigen Sunigen und Großzügigen. — sz.

Kleines Feuilleton.

ac. Statistisches über deutsche Lektüre der Reformationszeit. Oeffentliche Bibliotheken und Vereinigungen mit Bücheransammlungen, die den Mitgliedern zur leihweisen Benutzung offenstehen, geben heute mandmal zahllosemäßige Aufstellungen bekannt, wie oft die verschiedenen Bücher benutzt wurden. Diese Statistiken, deren Nutzen unstreitig nicht gering ist, weil sie einen tiefen Einblick in die geistige Verfassung eines Volks gewähren, sind bekanntermaßen noch etwas sehr Neues. Indes giebt es bereits aus dem Deutschland des 16. Jahrhunderts schriftliche Aufzeichnungen, die die Stelle einer solchen Statistik vertreten können und die darum für die Beurteilung des deutschen Geschmacks und Geistesniveaus im Reformationszeitalter entsprechende Dienste leisten. Es handelt sich um ein sogenanntes „Reformemorial“, d. h. um Notierungen eines Buchhändlers, der genau Buch darüber führte, wie viel Exemplare er von jedem Buch seines Bestandes während einer Messe — hier kommt die Fastenmesse des Jahres 1569 zu Frankfurt a. M. in Frage — verkauft hatte; dabei ist der Titel jedes Buches ausführlich wiedergegeben und der erzielte Preis beigefügt. Die Frankfurter Büchermesse war damals die bedeutendste Deutschlands, bedeutender als die Leipziger, die noch zu sehr unter polizeilichen Chikanen, obrigkeitlichen Konfiskationen zu leiden hatte. So war der Gesamtabsatz, den Michael Harder — dies ist der Name des Buchhändlers, dessen Reformemorial im Frankfurter Archiv der Nachwelt erhalten geblieben ist — während der Fastenmesse 1569 erzielte, ein recht erheblicher: Harder verkaufte im ganzen 5918 Bücher. Wenn man etwa wegen der Zeitverhältnisse annehmen wollte, daß der Löwenanteil dieses statlichen Absatzes der religiösen Erbauungs- und theologischen Streilitteratur zugefallen wäre, so befände man sich damit auf dem Holzwege. Derartige Schriften stehen wohl auf Harders Liste, z. B. verschiedene Erzeugnisse aus Luthers Feder, aber sie spielen keine erhebliche Rolle in seinem Budget. Dafür verkaufte er aber an Schriften aus dem Gebiete der Unterhaltungslitteratur im ganzen an die zweihunderthalbtausend Stück. Am besten darunter gingen Erzählungen, wie das „Buch von den sieben weisen Meistern“, das mit 233 Exemplaren den Vogel abschloß, oder Widrams „Goldfaden“. Eine schöne, liebliche und kurzweilige Erzählung, wovon 116 Exemplare ins Publikum gingen, und dann Schwauksammlungen, wie Paulis „Schimpf und Ernst“ (202 Exemplare) und Kirchsöfs „Wendummut“ (118). Sehr beliebt waren auch die Volksbücher, vor allem diejenigen französischen Ursprungs, wie „Fortunatus“ (196 Exemplare), „Magelone“ (176), „Melusine“ (158), „Ritter Pontus“ (147) usw., wogegen

die eigentlich deutschen Volksbücher, abgesehen vom „Eulenspiegel“ mit 77 Exemplaren, sehr zurücktraten: der „Hörnerne Siegfried“ z. B. ging nur in 34 Exemplaren ab, davon allein 25 nach Worms, der Burgunderhauptstadt der Geldernsage. Die zeitgenössischen Dichter Brand, Fischart, Murner usw. figurieren in Harders Memorial überhaupt nicht. Man muß also annehmen, daß er damit überhaupt keine Geschäfte machen zu können hoffte. Um so mehr brachte ihm eine Reihe von schriftstellerischen Erzeugnissen ein, die man auch noch zur schönen Litteratur rechnen muß, nämlich satirische Angriffe auf allerlei Laster, die unter dem Bilde eines Teufels lächerlich gemacht werden. Diese Art Litteratur war damals äußerst vollstündlich: Harder verkaufte davon im ganzen 452 Stück. Am besten verkaufte sich Mathäus Friedrichs „Sautensel“ mit 69 Exemplaren, ein „Hofensel“ (67 Stück), der „Ehrensels“ von Andreas Musculus (64), Eustachius Schilbs „Spielensel“ (62) usw. Rein wissenschaftliche Bücher sind fast gar nicht vertreten: bloß etliche Leberheiligen von alten Klöstern und ein paar Geschichtswerke. Man müßte denn etwa dahin rechnen drei Rechenbücher, von denen Adam Rieses berühmte „Rechnung auf der linien und federn in zal, maß und gewicht auff allerley handierung“ den größten Absatz erzielte, eine in 50 Exemplaren verkaufte Anleitung zur Gartenbaukunst, zwei verschiedene Briefsteller und zwei Kochbücher: die beiden letzteren wurden zusammen in 141 Exemplaren verkauft. Weiblichen Bedürfnissen diente auch ein „New Modelbuch, von aller hand art nebens und stidens“. Daß die Neigung, an sich heranzuturieren, schon im 16. Jahrhundert sehr verbreitet war, beweist der starke Absatz, den das „Handbüchlein Apollinaris“ fand; dies Hausarzneibuch wurde in 227 Exemplaren verkauft. Ein zweites Arzneibuch, das sich nach dem berühmten mittelalterlichen Gelehrten Albert Magnus aus Köln benannte, setzte Harder 135 mal ab; es brachte im Anhang eine „Erklärung von den Tugenden der vornehmsten Kräuter und von Kraft und Wirkung der Edelsteine, von der Art und Natur ellicher Tiere, aus Apollinaris größerem Kräuterbuch gezogen; auch ein bewährtes Mittel für die Pestilenz, und wie man sich wegen des Ueberlassens verhalten soll“. Ein paar Worte dieses Titels legen den Verdacht nahe, daß hier ein ordentliches Quantum Charlatanerie, einträglicher Spekulation auf die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Menge mit unterließ. Daß man hierauf dazumal nicht umsonst seine Hoffnung setzte, beweisen die guten Geschäfte, die Harder mit einigen schon nach ihrem Titel auf überall anzutreffende Arten des Aberglaubens berechneten Büchern machte. Sehr zweifelhaften Charakters ist schon die 106 mal verkaufte „Bauern-Practica oder Wetterbüchle, wie man die Losung der Behten durch das ganze Jar erlernen und erfahren mag“. Ganz besonderes Gift aber waren die Planetenbücher, Schriften, die dem astrologischen Bahn dienten. Das kleine „Planeten Büchlein. Eins jeden Menschen Art, Natur und Komplexion, nachdem er unter einem Planeten geboren ist, zu erkennen“ verkaufte Harder in 108 Exemplaren a 7 Schilling. Das große Planetenbuch kostete schon 19 Schilling, wurde aber auch noch 86 mal verkauft. Der Titel kündigt freilich einen äußerst vielseitigen, vielversühenden Inhalt an: „Das große Planeten Buch. Darin der erst Theil sagt von Natur, Zeichen des Himmels, auch von den 28 Mansionibus, das ist Stellungen des Mond, wie und was sie in der Menschen Geburt würden. Der ander Theil helt im die Geomanci, daraus man erlernen mag, was in allen Sachen zu thun oder lassen sei den Menschen, mit Reisen, Kaufen oder Verkaufen, in Krankheit oder Gesundheit u. s. w. in ein jedes Planetenstunde, wie das ausweisen die 14 weisen Meister. Der dritt Theil halt die Physiognomi und Chirromanci, das ist wie man aus dem Gesicht, Gestalt und Gebärden, auch aus Anzeigung der Händ, der Menschen Geburt, Sitten, Geberden und Reiglichkeiten (Reigungen) erlernen mag. Alles aus Platone, Ptolomeo, Gali, Albumasar und Johanne Künigsberger (Requiomontan) auf Kirchsyt gezogen jedermann zu gut, das Böß zu fliehen und das Gut anzunehmen. Mit einem nützlichen Register. Frankfurt, 1556.“ Ebenso gut wie dieser Schwindel ging ein anderer: „Wunderzeichen. Wahrhaftige Beschreibung und gründliche verzeichnis schredlicher Wunderzeichen und geschichten, die von dem Jar von 1517 bis auf jetziges Jar 1556 gesehen und ergangen sind, nach der Jarzal durch Jobann Fincolann.“ Davon wurde Harder nicht weniger als 171 Exemplare los. Der buchhändlerische Erfolg, den solche wertlosen oder vielmehr höchst verderblichen Scharieten im Reformationszeitalter erzielten, ist vielleicht das interessanteste Blatt in dem Harderschen Reformemorial. —

Biologisches.

ec. Zur mimikristischen Tierfärbung hat der amerikanische Künstler und Naturforscher Thayer sehr interessante Experimente angestellt. Es war Thayer, wenn er auf der Jagd war, vielfach aufgefallen, daß mimikristisch gefärbte Tiere, wie Rebhühner, Trappen, Hasen etc. fast wesentlich erscheinen, wenn sie sich langsam in ihrer normalen Umgebung bewegen. Thatsächlich geht bei ihnen allen die helle, bläulich-kalte Färbung des Bauches ganz allmählich in die warme, dunkle, bräunliche Färbung des Rückens über. Auch die Fische, welche oben warm-dunkel, unten kalt-hell gefärbt sind, werden dadurch den Blicken ihrer Feinde entzogen, wenn diese etwa in gleicher Höhe mit ihnen schwimmen und also von der Seite aus nach ihnen hinhören. Gegen tief schwimmende, von unten herausschauende Raubfische kann die hellere Unterseite keinen Schutz geben; denn gegen den hell leuchtenden Himmel gesehen, muß sie sich stets sehr deutlich abheben. Doch halten sich die Fische mit ihren

Feinden meist auf gleicher Höhe. Thayer hat nun die an den Tieren gemachten Erfahrungen, die ihre Erklärung in alten, den Malern längst bekannten Licht und Farbewirkungsgesetzen finden, zu einem neuen Verfahren verwendet, indem er einen wirklichen Ball in der Weise bemalte, daß derselbe als Körper verschwindet. Hierzu muß die obere Zone mit einem warmen, dunkeln, der Bodenfarbe gleichen, grünlich-braunen Ton bemalt werden, der untere Teil dagegen mit einem hellen, kalten, weißlich-blauen Ton, und die Seiten sind so zu bemalen, daß die dunkle Farbe der Oberseite allmählich in die helle Farbe der Unterseite übergeht. Ein so bemalter Ball erscheint aus einiger Entfernung vollständig unpörperlich, flächenhaft und unendlich; ein neben ihn gestellter, gleichmäßig gefärbter Ball springt sofort scharf in die Augen. —

Psychologisches.

— Erinnerungsversuche sind neuerdings auf Anregung des Professors v. Bisz und des Privatdozenten Dr. Stern in verschiedenen Buzslauer Schulen angestellt worden. Wie die „Breslauer Morgenzeitung“ mitteilt, wurde dabei in folgender Weise vorgegangen: In jeder Klasse wurden etwa zwei Schüler zu den Versuchen bestimmt. Bei beiden nahmen diese den gleichen Verlauf. Dem ersten — der andre war nicht zugegen — wurde ein Bild mit der Aufforderung, sich dieses genau anzusehen, eingehändigt (das Bild war für alle Schulen dasselbe). Es stellte eine Bäuerin zur Mittagszeit vor, der Bauer sitzt am Tische und löfelt aus einem Teller Suppe, die Bäuerin steht am Tische und ist im Gespräch mit ihrem Manne begriffen. Ein etwa sechsjähriger Knabe sitzt am Tische neben dem Vater, ein kleines Kind liegt in der Wiege usw. Nachdem sich der Schüler das Bild eine Minute lang angesehen hatte, wird er unter Fortnahme des Bildes zu einer „spontanen Aussage“ aufgefordert. Vorher noch wird an das Kind die Frage gestellt, wie lange es sich das Bild ungefähr angesehen habe. Hier schon zeigte es sich in den weitaus meisten Fällen, daß das Kind keine richtigen „Zeitbegriffe“ hat. Die eine Minute gestaltete sich zu drei bis fünf Minuten. Die „spontane Aussage“ wird aufgeschrieben (am besten stenographiert). Fehler werden nicht korrigiert. Am zweiten Tage wird mit den Schülern ein Verhör angestellt, bei welchem jeder veranlaßt wird, eine Reihe bestimmt gefasster Fragen, die sich auf das Gesehene beziehen, zu beantworten. Recht auffallend scheint es, daß die Farbenangaben meist unwichtig waren. Am dritten Tage wird der Versuchsschüler abermals zunächst zu einer spontanen Aussage veranlaßt und dann wiederum einem Verhör nach den ersten Fragen unterzogen. Nicht selten zeigen sich beim zweiten Verhör gegen das erste recht abweichende Angaben. Die bemerkenswertesten Versuche sind bisher die, bei welchen der Schüler einer Beeinflussung (Suggestion) unterworfen wird. Es werden ihm hierbei absichtlich Fragen vorgelegt, die falsche Angaben enthalten. In zahlreichen Fällen haben solche Suggestionen recht überraschende Ergebnisse gehabt, indem die Schüler vielfach ihre früheren richtigen Angaben nach den Beeinflussungsfragen ins Falsche umänderten. Der durch die Versuche erzielte Belegstoff wird nunmehr sorgfältig geprüft werden. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Die Ursachen des Baumschwammes. Die Wochenchrift „Nerthus“ (Altona-Ottensen, Chr. Adolff) schreibt: An unseren Obstbäumen sowie auch andern Bäumen und Sträuchern sehen wir oft sogenannte Schwämme der verschiedensten Form und Größe. Mancher Obstzüchter hat wohl auch schon über Entstehung, eventuellen Schaden und so weiter dieser Schwämme nachgedacht. In folgendem möge hierüber einiger Aufschluß gegeben werden. An bloßgelegten Holzteilen und offenen Wundwunden können sich leicht Fäulnispilze ansiedeln, die den Holzkörper der Bäume durchziehen und langsam seine Zerlegung bewirken. Dieser Vorgang dauert uns so lange verborgen, bis die Pilze auf der Außenseite ihre Samenträger ansetzen und uns so sichtbar werden. Diese Samenträger nun sind nichts andres als eben die Schwämme. Wenn die durch den Pilz bewirkte Zerlegung des Holzes so weit gediehen ist, daß es in sich zusammensinkt und zu Staub zerfällt, so entstehen an den Ästen und am Stamm hohle Stellen und wird uns so die Wirkung dieses pflanzlichen Schädlings bemerkbar. Nachdem der Obstzüchter das Wesen dieser Fäulnispilze kennt, wird er auf deren Bekämpfung bedacht sein. Durch sorgfältige Behandlung der Wundwunden wird er für deren rasche Heilung sorgen und so die Ansiedelung der Schädlinge möglichst verhüten. Ist es aber dazu hier und da schon zu spät und zeigt die Samenträger an, daß die Pilze sich schon eingenistet haben, so wird er durch sofortige Entfernung der Schwämme der weiteren Verbreitung entgegenarbeiten. Gute Baumpflege ist also auch hier das beste Gegenmittel, und tatsächlich sind da, wo in dieser Beziehung bessere Zustände herrschen, Schwämme und hohle Bäume viel seltener geworden. —

Technisches.

ss. Die Bedeutung des elektrischen Ofens. Der elektrische Ofen ist von den Erfindungen der Elektrotechnik eine der jüngeren. Er stellt nicht etwa einen Ofen zu gewöhnlichen Heizungszwecken dar, sondern einen Apparat zur Erzeugung außer-

ordentlich hoher Wärmegrade durch Vermittelung des elektrischen Bogens. Sein Erfinder, der große französische Chemiker Henri Moissan, hat seine Eigenschaften bereits zu einer Reihe von Entdeckungen verwertet, die für die Wissenschaft von hohem Interesse sind. Eine andre Frage aber ist, welche praktische Bedeutung der elektrische Ofen besitzt oder gewinnen kann. Das wichtigste, was er in dieser Beziehung bisher geleistet hat, ist die Herstellung des Calciumcarbids, derjenigen Verbindung von Calcium und Kohlenstoff, auf deren Entdeckung die gesamte Acetylenindustrie zurückzuführen ist. Die Erzeugung dieses brennenden Gases durch einfache Befehdung des Calciumcarbids mit Wasser hat seine Verwendung zu Beleuchtungszwecken überhaupt erst möglich gemacht. Nun ist aber der anfänglich einem Triumphzug gleichende Fortschritt des Acetylen neuerdings etwas ins Stoden geraten, so daß die Produktion des Calciumcarbids hat eingeschränkt werden müssen. Dieses Erzeugnis des elektrischen Ofens wird nun aber voraussichtlich bald einen weit größeren Einfluß auf einem anderen Gebiet erringen, und zwar auf dem der chemischen Industrie, wenn man dort von seiner hervorragenden Eigenschaft, andern Körpern Wasser zu entziehen, eine zweckmäßige Anwendung zu machen gelernt haben wird. Die Vereinigung mit Wasser erfolgt nämlich unter Entwicklung von reinem Wasserstoff. Im besonderen aber rechnet man auf die Verwertung der ebenfalls in elektrischen Ofen zu gewinnenden Kieselsäureverbindungen (Silicide) in der Stahlindustrie wegen ihrer Wirkung auf Schwefel und Phosphor. Es ist festgestellt worden, daß durch Benutzung jener Stoffe bei der Stahlerzeugung der Schwefel und Phosphor ganz ausgeschlossen wird und in der Schlacke zurückbleibt, sodah es möglich ist, auch aus einem an diesen beiden Elementen reichen Eisen einen Stahl herzustellen, der keine Spur von ihnen mehr enthält. —

Humoristisches.

— Gardinenpredigt im Hühnerhof. (Henne zum Hahn.) „Den ganzen Tag recht uneinanderspekteln, d'Leut recht nerviös mach'n mit Dein Gekräh, und die andern Godeln, Deine leibeignen Söh'n, nix vergunna, dös kamst, Du Papi!“ —
— Uebermenschen. Sie: „Ich muß mal hinaus — möchten Sie mich nicht durch den Saal begleiten, lieber Freund?“
Er: „Dimmes Weib! Hab' ich darum Deine Seele befreit, daß Du nicht einmal allein hinausgehen kannst?“ —
— Die mitleidige Metzgerin. „O mei, Fräulein Peppi, Sie glaub'n gar nüt, wia mi die arna Leut danern; die sömna si' jekt gar loa Stückel Fleisch mehr kausfa! Weil's Viech so teuer is!“
„No, 's Viech wird scho wieder billiger wer'n!“
„Ja, aber mir geh'n mit die Fleischpreis nimmer runter, wenn ma's amal droben ham!“ — („Jugend.“)

Notizen.

— „Der Hund“, eine Satire von Metonier und Bois, geht Ende dieses Monats erstmalig im Bunten Theater in Scene. —
— Das Thalia-Theater wird, dem „Konfektionär“ zufolge, im nächsten Jahre bedeutend vergrößert und umgebaut werden. —
— Julius Lehner, bisher Kapellmeister am Grazer Stadttheater, ist als Operndirigier für das Theater des Westens verpflichtet worden. —
— Das in der Photographie verwendete Blitzlicht, durch das Abbreimen eines Gemisches von Magnesium mit Brennstoffen erzeugt, giebt bekanntlich eine so schnelle Beleuchtung, daß man die Dauer auf 1/100 Sekunde schätzte. A. Londe hat es nun nach der Naturwiss. Rundsch. unternommen, diese Dauer zu messen, wobei er sich einer schnell bewegten, lichtempfindlichen Platte bediente, zu der das Blitzlicht nur durch eine schmale Oeffnung gelangen konnte, die von einer 1000 Schwingungen in der Sekunde ausführenden Stimmgabel mitgeführt wurde. Die gewöhnlichen Blitzpulver wurden untersucht und es hat sich dabei ergeben, daß ihre Verbrennungsgeschwindigkeit viel geringer ist, als man vermutete. Sie schwankte zwischen 1/4 und 1/20 Sekunde, nur wenige brachten es auf 1/25 Sekunde. Auf die Dauer der Verbrennung war die Art der Zündung von Einfluß. Elektrizität gab die größte Geschwindigkeit. Die Dauer war am größten bei der Zündung mit Streichhölzern. —
u. Gummi schuh Lad stellt man sich folgendermaßen her: 100 Teile Weingeist, 1 Teil Kampfor und 16 Teile Harz werden mit 4 Teilen venetianischem Terpentin gemischt. Dann werden 2 Teile besten Asphalts in 4 Teilen Terpentin gelöst, sowie 1 Teil Zuder in einer genügenden Menge Wasser. Diese drei Lösungen vereinigt man und läßt das Ganze einen Tag in der Wärme stehen. Bei seiner Verwendung wird der Lad erwärmt und mit einem weichen Pinsel auf die zuvor gereinigten und mit Spiritus abgeriebenen Gummischuhe aufgetragen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 21. September.